

"Es geht um ein Zurückgewinnen des Respekts vor dem Leben" : Bischof Julio Cabrera zum Friedensprozess in Guatemala

Autor(en): **Zurkinden, Hubert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **91 (1997)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144037>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Es geht um ein Zurückgewinnen des Respekts vor dem Leben»

Bischof Julio Cabrera zum Friedensprozess in Guatemala

Keine Diözese in Guatemala hat so sehr unter der Aufstandsbekämpfung durch das Militär gelitten wie die Diözese El Quiché. Gross ist deshalb die Erleichterung nach dem Friedensabkommen, das am 29. Dezember 1996 von der Regierung und der Guerilla URNG unterzeichnet wurde. Für Julio Cabrera, Bischof von El Quiché und Generalsekretär der guatemaltekischen Bischofskonferenz, steht das Wichtigste aber noch bevor: der Aufbau einer versöhnten und gerechten Gesellschaft. H.Z.

Vernichtung der Kirche als Ziel der Armee

Julio Cabrera entspricht nicht dem Bild eines etwas steifen, mit dem römischen Kragen und der Soutane bekleideten Bischofs. Ausser dem Ring am Finger und dem umgehängten Kreuz weist nichts darauf hin, dass der Mann, der die Besuchergruppe des HEKS (Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz) im Bischofs- haus von Santa Cruz de El Quiché bei Kaffee und Kuchen empfängt, der Bischof ist. Interessiert hört er sich die Fragen der Reisegruppe an. Sachlich und engagiert erzählt er über die leidvolle Vergangenheit, den Friedensprozess und die enormen Herausforderungen, vor denen die katholische Kirche in Guatemala steht.

Seit 1987 ist Julio Cabrera Bischof der Diözese El Quiché. Die schlimmsten Kriegsjahre hat er nicht mehr erlebt. Damals, zu Beginn der achtziger Jahre, ermordete die Armee unter dem Vorwand der Guerillabekämpfung gezielt und auf grausamste Art engagierte Gläubige, Katechetinnen und Priester. «Das Ziel war die Vernichtung der katholischen Kirche», ist Cabrera überzeugt. Nach der Ermordung von drei Priestern und zwei erfolglosen Attentaten auf seinen Vorgänger, Bischof Juan Gerardi, musste das Bischofs- haus geschlossen werden. Der Bischof floh nach Costa Rica.

Ein Menschenleben galt nichts in diesem Krieg

El Quiché ist nach Angaben von Cabrera die Region mit den meisten Kriegsoffern. Deshalb war der 29. Dezember 1996 vor allem für jene, die am meisten gelitten hatten, ein Festtag, auch wenn mit dem formellen Kriegsende der Friede erst negativ definiert sei. Endlich sei es wieder möglich, sich ohne Angst zu bewegen. Das Geld könne jetzt im Prinzip statt in die Armee in Infrastrukturprojekte fliessen. Die militärische Macht, die auch die zivilen Behörden im Griff hatte, werde nach und nach zurückgedrängt.

Allerdings, so schränkt der Bischof ein, sei mit dem Friedensvertrag noch keineswegs der Friede erreicht. Der Vertrag sei lediglich die Voraussetzung, um endlich die grössten Probleme an die Hand nehmen zu können. «Es tönt für Sie vielleicht ein bisschen komisch», meint Cabrera, «wenn ich sage, die fundamentalste Herausforderung sei das Zurückgewinnen des Respekts vor dem Leben.» Am Ende seines Studiums, im Jahr 1963, habe ein politischer Mord zu einem Aufschrei geführt. 1980 habe man nur noch gefragt, wie viele Tote es gab. Und wenn es sich um Opfer der indigenen Bevölkerung gehandelt habe, sei sogar die Anzahl völlig unwichtig gewesen.

Hauptursache des Unrechts: die Landfrage

Allerdings, so präzisiert Cabrera, zum Respekt vor dem Leben gehöre nicht nur das Tötungsverbot. Die Besorgnis ist dem Bischof anzumerken, wenn er erklärt, ohne die *Überwindung der Ungerechtigkeit* sei kein dauerhafter Friede möglich. «Wir haben einen Krieg unter den ideologischen Vorzeichen des Kalten Krieges hinter uns. Wenn es nicht gelingt, die Ungerechtigkeit in diesem Land zu überwinden, könnte es zu einem neuen Krieg kommen, zu einem Aufstand des Volkes, das Hunger leidet.»

Dabei, so unterstreicht Cabrera, sei *Guatemala kein armes Land*. Es sei durch seine Lage zwischen zwei Meeren und ein günstiges Klima privilegiert. «Es gibt eine Vielzahl von Früchten, Gemüse und Blumen, es hätte für alle genug, wenn die Güter gerechter verteilt wären.» Und Bischof Cabrera wiederholt, was die guatemaltekische Bischofskonferenz bereits im Jahre 1988 in einem aufsehenerregenden Pastoralbrief unter dem Titel «Der Schrei nach Land» geschrieben hatte: «Es ist eine unleugbare Tatsache, dass sich der grösste Teil des kultivierbaren Bodens in den Händen einer numerisch unbedeutenden Minderheit befindet, während die Mehrheit der Bauern nicht einmal ein Stücklein Land besitzt, um für sich etwas anzupflanzen. Die Landfrage ist die Basis unserer Unrechtssituation.»

Gott war vor den Eroberern da

Am meisten betroffen von Armut und Unrecht sind die indigenen Völker – *Maya-Nachkommen*, die zwischen 60 und 70 Prozent der Bevölkerung Guatemalas ausmachen. Von den Kolonisatoren vor 500 Jahren von der fruchtbaren Küstenregion ins Hochland vertrieben, sind sie bis heute marginalisiert und diskriminiert. Als billige Arbeitskräfte werden sie zu Erntezeiten von den Grossgrundbesitzern der Küstenregion massiv ausgebeutet. Mit 80 bis 90 Prozent ist die Analphabetenrate unter ihnen am höchsten.

Gemäss dem Teilabkommen «*Über die Identität und die Rechte der indigenen Völker*» soll sich das nun ändern. Darin ist festgehalten, dass die Kultur, die 23 Sprachen und die Religiosität dieser Völker anerkannt und gefördert werden sollen. Versprochen wird der Zugang zu Bildung und medizinischer Versorgung sowie die Beteiligung an der sozialen und ökonomischen Entwicklung.

Der *Kirche* kommt in diesem Prozess nach Bischof Cabrera die Aufgabe zu, den Respekt vor diesen Völkern zu fördern. In der Kirche sei in den letzten Jahren das Bewusstsein gewachsen, dass zum Respekt gegenüber den indigenen Völkern auch der Respekt vor ihrer *Religiosität* gehöre. «Die Indigenas leben oft näher am Evangelium als wir, ohne es zu kennen», ist Cabrera überzeugt.

Diese Einsicht verändere die Einstellung der Kirche fundamental. Eine Evangelisierung im Stil der Konquistadoren, die den eroberten Völkern ihre Religion aufzwingen, wäre heute undenkbar. «Wir haben verstanden, dass Gott in diesen Völkern schon vor der Ankunft der Spanier präsent war. Deshalb wollen wir ihre Religiosität, die Ausübung ihrer Kulte, die sie lange verstecken mussten, respektieren und von ihnen lernen», umschreibt Cabrera den *neuen Geist*, in dem die Kirche den Indigenas begegnet.

Wahrheit als Voraussetzung für Versöhnung

Für Julio Cabrera ist klar, dass eine Gesellschaft, in der die Würde aller Menschen respektiert wird, nur entstehen kann, wenn es gelingt, die Kriegsvergangenheit zu bewältigen. Das Teilabkommen über die Aufklärung der Menschenrechtsverletzungen sieht die Bildung einer *internationalen Wahrheitskommission* vor, die gerade sechs Monate – bei Bedarf ein Jahr – Zeit haben soll, die Menschenrechtsverletzungen aufzuklären. Für Bischof Julio Cabrera ist es völlig undenkbar, diese Arbeit in so kurzer Zeit zu leisten.

Die katholische Kirche ist deshalb mit

dem Projekt REMHI (Aufarbeitung der historischen Erinnerung) selber aktiv geworden. Bis auf eine Diözese wurden im ganzen Land Zeugenbefragungen durchgeführt. Allein in der Diözese El Quiché seien über 2000 Menschen befragt worden, die während des Kriegs von Massakern und anderen Greueln betroffen waren. Nun werden diese Daten vom Menschenrechtsbüro der Erzdiözese Guatemala zusammengestellt und analysiert. Das Ergebnis wird dann den Befragten zurückgegeben und an die Wahrheitskommission weitergeleitet.

Das REMHI-Projekt ist nach Angaben

von Bischof Cabrera ein «rein pastorales Projekt». «Wir wollen, dass die betroffenen Menschen, Opfer und Täter, reden können über das, was geschehen ist. Nur wenn die Wahrheit bekannt ist, kann auch Versöhnung geschehen.» Mit der Rückgabe der Ergebnisse wolle man den Betroffenen ermöglichen, ihre leidvolle Geschichte zu verstehen, geheime Massengräber zu finden, die Toten würdig zu bestatten und der Märtyrer zu gedenken. Zum *Respekt vor dem Leben*, das wird aus den Ausführungen von Bischof Cabrera klar, gehören auch das Ernstnehmen der Geschichte und der *Respekt vor den Toten*.

Gerd Meuer

Amerikas Medien oder Die Surrealität des Realen

Der in Texas lebende deutsche Journalist Gerd Meuer ist ein scharfsichtiger Beobachter US-amerikanischer Entwicklungen. Er hat darüber für die Neuen Wege schon mehrere Berichte geschrieben. Wir erinnern an seine Beiträge über den (fremdenfeindlichen) Abbau des amerikanischen Wohlfahrtssystems (NW 1995, S. 26ff.), den «alltäglichen Rassismus in den amerikanischen Medien» (NW 1995, S. 58f.), die «Ware Gott» als Verkaufsartikel der «Televangelisten» (NW 1995, S. 121ff.), Hunger und Armut «im reichsten Land der Welt» (NW 1996, S. 189ff.) und eine rassistisch geprägte Waffenideologie des «freien Mannes in einem freien Land» (NW 1996, S. 324). Der folgende Bericht wirft ein Licht auf die Entpolitisierung der Öffentlichkeit durch die totale Kommerzialisierung der Medien.

Red.

Clinton oder O.J. Simpson?

Die Rede des Präsidenten zur «Lage der Nation» ist ein Muss, dachten wir uns und verbrachten einen – der seltenen – Abend vor der Glotze, um uns wenigstens auf diese Weise in den amerikanischen Mainstream einzuklinken. Dem hatten wir uns zehn Tage zuvor schnöde versagt, als nämlich an die 150 Millionen Amerikanerinnen und Amerikaner vor dem Kasten sassen, um – wie «eine grosse Familie» – einem

einzigem Ereignis beizuwohnen, dem «Super Bowl», dem Meisterschaftsspiel im Football. Da kostete ein Werblock von 30 Sekunden 1,2 Millionen Dollar. Es wurden nicht weniger als 58 Blöcke geschaltet, darunter zwei von Porsche, dem einzigen deutschen Werber.

Am Super Bowl-Abend blieb bei uns zu Hause die Röhre kalt. Wir gingen statt dessen auf den autofreien Strassen spazieren. Den Präsidenten hingegen, den wollten wir uns – wie alle Jahre wieder – «antun»: